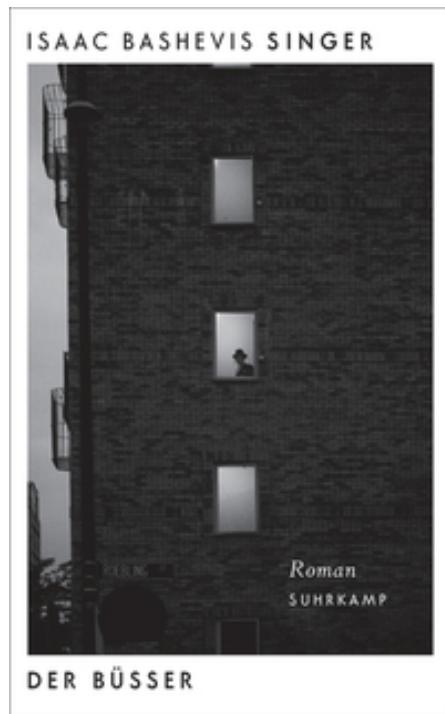


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Singer, Isaac Bashevis
Der Büßer

Aus dem Amerikanischen von Gertrud Baruch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5111
978-3-518-47111-1

suhrkamp taschenbuch 5111

Joseph Shapiro lebt mit seiner Frau Celia als wohlhabender Geschäftsmann in New York. Angestachelt von seinem Umfeld, läßt er sich zu erotischen Abenteuern verleiten und hat schließlich eine Geliebte, die ihm mit ihrer Tochter das Geld aus der Tasche zieht. Irgendwann beginnt er zu zweifeln, sein Leben erscheint ihm zunehmend geistlos und leer. Auf der Suche nach dem rechten Weg verläßt er die Frauen und wandert nach Israel aus, wo er als »Büßer« ein neues Leben beginnen will. Doch schon zu Beginn der Reise zeigt sich, daß es nicht einfach ist, sein Leben schlagartig zu ändern ...

ISAAC BASHEVIS SINGER, 1902 in Polen geboren, emigrierte 1935 in die USA. 1978 wurde ihm der Nobelpreis für Literatur verliehen. Er starb am 24. Juli 1991 in Miami. Zeitgleich mit *Der Büßer* erscheinen von Singer: *Old Love. Geschichten* (st 5112) und *Ein Tag des Glücks und andere Geschichten von der Liebe* (st 5113). Zuletzt erschien: *Jarmy und Keila* (st 5061).

Isaac Bashevis Singer

DER BÜSSER

Roman

Aus dem Amerikanischen

von Gertrud Baruch

Suhrkamp

Zuerst erschienen 1973 in Fortsetzungen unter dem jiddischen Titel

Der Baal Tshuve in The Jewish Daily Forward.

Die amerikanische Originalausgabe, die dieser Übersetzung

zugrunde liegt, erschien erstmals 1983 unter dem Titel

The Penitent bei Farrar Straus and Giroux, New York.

Copyright © 1983, 2017, 2018 by

The Isaac Bashevis Singer Literary Trust.

Erste Auflage 2020

suhrkamp taschenbuch 5111

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: plainpicture/Millennium/Luc Kordas

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47111-1

DER BÜSSER

V O R W O R T

Dieser Roman wurde zuerst in Fortsetzungen im *Jewish Daily Forward* veröffentlicht (Januar bis März 1973). In Buchform erschien er rund ein Jahr später in Israel im Peretz-Verlag. Wie andere Schriftsteller gebe auch ich mich der Illusion hin, daß es wenigstens *einen* Leser gibt, der alles liest, was ich veröffentlichte, auch das, was ich in Interviews gesagt habe. Dieser treue Leser kennt vielleicht das im Magazin der *New York Times* erschienene Gespräch, das ich im Januar 1979, nach meiner Rückkehr aus Stockholm, mit Richard Bürgin führte. Meiner Erinnerung nach habe ich damals Gedanken geäußert, die, wie man meinen könnte, im Widerspruch zu den Ansichten des Protagonisten meines Romans *Der Büßer* stehen. Im Roman entrüstet sich Joseph Shapiro unentwegt über Männer und Frauen, die sich von Gott, der *Tora* und dem *Schulchan Aruch* abgewandt haben. Ich hingegen habe in jenem Interview scharfe Einwände gegen die Schöpfung und den Schöpfer erhoben. Ich entsinne

mich, daß ich sagte, ich könnte, obwohl ich an Gott glaube und Seine göttliche Weisheit bewundere, Seine Barmherzigkeit weder erkennen noch verherrlichen. Ich beendete das Interview mit der Bemerkung, ich würde, wenn ich vor dem Allmächtigen auf Streikposten stehen könnte, ein Schild mit der Aufschrift tragen: UNFAIR GEGEN-ÜBER DEM LEBEN! Und ich erwähnte auch meinen unveröffentlichten Essay *Rebellion and Prayer, or The True Protestor*.

Mein imaginärer Leser könnte mich natürlich fragen: »Nehmen Sie jetzt alles zurück, was Sie damals sagten? Haben Sie sich schließlich doch damit abgefunden, daß das Leben grausam und die Menschheitsgeschichte von Gewalt geprägt ist?« Meine ehrliche Antwort lautet, daß Joseph Shapiro sich vielleicht damit abgefunden hat, ich aber nicht. Ich bin über das Elend und die Brutalität des Lebens noch genauso bestürzt und entsetzt, wie ich es als Sechsjähriger war, als meine Mutter mir die Kriegsschilderungen aus dem Buch Josua und die blutrünstigen Geschichten über die Zerstörung Jerusalems vorlas. Ich sage mir noch immer, daß es weder für die Qualen des ausgehungerten Wolfes noch für die des verwundeten Schafes eine Rechtfertigung gibt und auch keine geben kann. Solange wir im Fleische leben, anfällig für jede erdenkliche Art des Leidens, so lange kann es kein wahres Heilmittel für die Misere des Lebens geben. Für mich stehen der Glaube an Gott und der Protest gegen die Gesetze des Lebens nicht in Widerspruch zueinander. In allen Religionen gibt es ein starkes Element des Protests. Oft haben Men-

schen, die ihr Leben in den Dienst Gottes stellten, es gewagt, Seine Gerechtigkeit in Zweifel zu ziehen und gegen Seine vermeintliche Neutralität gegenüber dem Kampf des Menschen zwischen Gut und Böse zu rebellieren. Deshalb glaube ich, daß zwischen Rebellion und Gebet kein grundlegender Unterschied besteht.

Obzwar ich unter Extremisten aufwuchs, die genauso dachten und fühlten wie Joseph Shapiro, dieser zornige Mann, kann ich seine Meinung nicht teilen, daß es einen endgültigen Ausweg aus dem menschlichen Dilemma, eine Rettung für immer gibt. Die Mächte, die auf uns einstürmen, sind oft schlauer als jede Abwehrmaßnahme, die wir ergreifen können. Es ist ein Kampf, der von der Wiege bis zum Grab dauert. Unsere Verteidigungsmittel sind provisorisch und taugen bloß für einen einzigen Angriff, nicht für den ganzen moralischen Krieg. Daher glaube ich, daß Widerstandsgest und Demut, Glaube und Zweifel, Verzweiflung und Hoffnung gleichzeitig in unserer Seele wohnen können. Eine endgültige Lösung würde ja das größte Geschenk unwirksam machen, das Gott der Menschheit verliehen hat: die freie Entscheidung.

Dieses Buch wurde, wie viele meiner Werke, von meinem Neffen Joseph Singer, dem Sohn meines verstorbenen Bruders I. J. Singer, ins Englische übersetzt und von meinem Freund Robert Giroux – in Zusammenarbeit mit Lynn Warshow – redigiert.

Ich habe mit meinem Bruder oft über die Würdelosigkeit und Erniedrigung des modernen Menschen gesprochen, über dessen gefährdetes Familienleben, seine Gier

nach Luxus und technischen Kinkerlitzchen, seine Ge-
ringschätzung der Alten, sein Katzbuckeln vor den Jungen,
seinen blinden Glauben an die Psychiatrie, seine zuneh-
mende Tolerierung des Verbrechens. Vielleicht können Jo-
seph Shapiros Seelenqual und Desillusionierung ihr Teil
dazu beitragen, Gläubige wie auch Skeptiker zu einer Selbst-
prüfung zu bewegen. Die Heilmittel, die er empfiehlt, wer-
den nicht jedermanns Wunden heilen können, aber die
Art der Krankheit wird, so hoffe ich, erkannt werden.

I. B. S.

Im Jahre 1969 hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, die Klagemauer zu sehen, über die ich schon so viel gehört hatte. Sie sah etwas anders aus als die auf den Holzdeckel meines Gebetbuches geschnitzte Klagemauer. Da waren Zypressen zu sehen, hier jedoch konnte ich keinen einzigen Baum entdecken. Jüdische Soldaten bewachten den Zugang. Es war hellicher Tag, und zahlreiche Juden verschiedenster Art hatten sich hier eingefunden. *Aschkenasim* und *Sefardim* waren da. Jugendliche mit schulterlangen Schläfenlocken, bekleidet mit Kniehosen, rabbinischen Hüten und flachen Schuhen, unterhielten sich in ungarisch gefärbtem Jiddisch miteinander. Umringt von Neugierigen, hielt ein weißgekleideter sefardischer Rabbiner in hebräischer Sprache eine Predigt über den Messias. Manche Besucher sagten das Totengebet auf, manche psalmodierten das *Achtzehngebet*. Einige schlängen sich Gebetsriemen um den Arm, andere wiegten den Oberkörper,

während sie Psalmen rezitierten. Bettler baten mit ausgestreckter Hand um Almosen, manche feilschten sogar mit ihren Wohltätern. Vierundzwanzig Stunden am Tag betrieb hier der Allmächtige sein Geschäft.

Ich stand da und betrachtete die Mauer und die benachbarten, von Arabern bewohnten Straßen. Die Häuser, so schien es mir, hielten sich wie durch ein Wunder aufrecht, eins überragte das andere, und alle reckten sich und drängelten, um eine bessere Aussicht auf die Steinmauer zu haben, die als Erinnerung an den heiligen Tempel stehengeblieben ist. Die Sonne brannte, es herrschte eine trockene Hitze, und überall roch es nach Wüste, uralter Zerstörung und jüdischer Ewigkeit.

Plötzlich kam ein schmächtiger Mann, der einen Kafтан und einen Samthut trug, auf mich zu. Dort, wo sein Mantel auseinanderklaffte, war ein breiter Gebetsschal zu sehen, dessen Fransen ihm fast bis zu den Knien reichten. Er hatte einen weißlichen Bart, aber ein jugendliches Gesicht. Seine Augen, so dunkel wie schwarze Kirschen, bezeugten, daß er ein junger, früh ergrauter Mann war.

»Ich wußte, daß Sie hierherkommen würden«, sagte er.

»Das haben Sie gewußt?«

»Wenn man täglich hierherkommt, trifft man früher oder später jeden, den man treffen möchte. Die Mauer ist wie ein Magnet, der jüdische Seelen anzieht. Friede mit Euch!«

Er gab mir die Hand, wie es Rabbis tun – sanft, ohne jeden Druck.

»Ich weiß immer noch nicht, wer Sie sind«, sagte ich.

»Wie sollten Sie das auch wissen? Als Joseph von seinen Brüdern verkauft wurde, sproßte ihm noch kein Bart – deshalb erkannten sie ihn später nicht wieder. Als Sie mich das letzte Mal sahen, war ich glattrasiert. Jetzt bin ich gottlob ein Jude – wie es sich gehört.«

»Ein Büßer, nicht wahr?« Ich gebrauchte den Ausdruck *ba'al t'schuwe*.

»*Ba'al t'schuwe* bedeutet: einer, der zurückkehrt. Ich bin heimgekehrt. Solange die Juden echte Juden gewesen sind, war nur ihr Leib im Exil, nicht ihre Seele. Aber als die Juden ihr spirituelles Joch abwarf, hat sich der Leib emanzipiert und die Seele ist ins Exil gegangen. Ach, was für ein Exil! Ein bitteres Exil!«

»Ich weiß immer noch nicht, wie Sie heißen.«

»Zufälligerweise heiße ich Joseph. Joseph Shapiro.«

»Ein guter jüdischer Name. Wo sind wir uns begegnet?«

»Wo denn *nicht*? Immer wenn Sie in New York einen Vortrag hielten, war ich dort. Ich war ein begeisterter Anhänger von Ihnen. Sie haben mich natürlich nicht gekannt. Jedesmal mußte ich mich Ihnen vorstellen. Aber ich kannte Sie. Ich las alles, was Sie geschrieben haben. Hier habe ich es aufgegeben, all diesen weltlichen Kram zu lesen. Ab und zu werfe ich allerdings einen Blick in eine jüdische Zeitung und stoße auf Ihren Namen. Hier bin ich – in meinem Alter! – *Jeschiwaschüler* geworden. Wir studieren die *Gemara*, die *Tosafot* und andere Kommentare. Erst seit ich die *Tora* studiere, weiß ich, was mir all die Jahre gefehlt hat. Gelobt sei Gott, daß wir uns getroffen haben! Wie lange bleiben Sie in Jerusalem? Wo wohnen

Sie? Sie haben einmal geschrieben, daß Sie gern Geschichten erzählt bekommen. Ich habe eine Geschichte für Sie. Etwas Ungewöhnliches.«

Wir verabredeten, daß er am nächsten Tag zu mir ins Hotel kommen sollte. Ich lud ihn zum Mittagessen ein, aber er war der Meinung, daß die Hotelküchen sich nicht streng genug an die religiösen Speisegebote hielten.

Tags darauf klopfte er Punkt drei Uhr an meine Tür. Ich hatte Obst und Plätzchen für ihn bestellt. Er nahm auf dem Sofa Platz, ich setzte mich auf einen Stuhl. Hier die Geschichte, die mir Joseph Shapiro erzählte.

DER ERSTE TAG

1

Wo soll ich beginnen? Lassen Sie mich zuerst etwas über meine Herkunft sagen. Sie sollten wissen, daß ich der Nachkomme einer rabbinischen Familie bin, deren Vorfahren heiligmäßige Juden waren. Mütterlicherseits stamme ich von Schabbetaj Cohen ab, und wer von Schabbetaj Cohen abstammt, stammt auch von Rabbi *Mosche Isserles*, von *Raschi* und von König David höchstpersönlich ab. Jedenfalls behaupten das die Genealogen. Aber was soll's? Ich war in Polen, als die Nazis – ihr Name soll für immer ausgelöscht sein! – Warschau bombardierten. Zusammen mit anderen Juden floh ich über die Praga-Brücke, dann schlug ich mich zu Fuß nach Bialystok durch. Obzwar mein Bart schon weiß ist, bin ich etliche Jahre jünger als Sie. Ich will Ihnen nicht meine ganze Lebensgeschichte erzählen, das würde zu lang dauern. Ich bin

durch Rußland gewandert, ich habe gehungert, in Eisenbahndepots geschlafen und das ganze Elend miterlebt. Später, 1945, habe ich mich aus Stalins Land hinausgeschmuggelt und bin nach Lublin gegangen. Dort traf ich meine Jugendfreundin wieder. Daß wir uns wiedersahen, war ein Wunder, aber wenn man keinen Glauben hat, kann man Wunder nicht erkennen. Wir hatten für alles nur *eine* Antwort: Zufall. Die Welt sei Zufall, der Mensch sei Zufall, und alles, was mit ihm geschieht, sei Zufall. In Warschau hatte ich der Organisation »Junge Zionisten« angehört. Mein Vater, er ruhe in Frieden, hatte ein Schnittwarengeschäft in der Gesiastraße. Ich habe ihm damals ein bißchen im Laden ausgeholfen und mich ansonsten mit Parteiangelegenheiten und mit Lesen beschäftigt. Meine Freundin Celia war eine überzeugte Kommunistin. Zwischen uns kam es oft zu heftigen Diskussionen. Wenn ich ihr widersprach, sagte sie, was alle Kommunisten in solchen Fällen sagen: daß sie mich nach der Revolution am nächsten Laternenpfahl aufknüpfen würde. Vorläufig allerdings gingen wir in die Oper und oft auch zu Vorträgen im jiddischen Schriftstellerclub. Damals hielten Sie dort noch keine Vorträge, aber Sie schrieben Beiträge für die *Literarischen Blätter*. Celia und ich waren treue Leser dieser Zeitschrift, obwohl sie mir zu linksgerichtet war und obwohl Celia fand, sie sei nicht links genug. Wir hatten viel für jiddische Literatur, jiddische Kultur und alles andere übrig. Wir gingen ins Jiddische Theater. Celia stammte ebenfalls aus einer *chassidischen* Familie. Ihr Vater war ein Anhänger des Rabbis von Ger, und ihre Brü-

der hatten lange Schläfenlocken. Sie sind alle umgekommen.

Als wir beide uns in Lublin wiedersahen, war es fast wie eine Auferstehung der Toten. Ich war überzeugt gewesen, daß Celia nicht mehr lebte, und sie hatte mich ebenfalls für tot gehalten. Damals war sie bereits von der kommunistischen Krankheit geheilt. Wer in diesem Land lebt, kann sich keine Illusionen mehr machen. Aber natürlich blieben wir beide das, was man »fortschrittlich« nennt. Ich blieb Zionist, und sie glaubte immer noch, der Sozialismus sei das Allheilmittel für die Übel der Welt. Zugegeben, Stalin taugte nichts, aber wenn Trotzki oder Kamenew an der Macht geblieben wäre oder wenn die Bolschewiken und die Menschewiken gemeinsame Sache gemacht hätten, dann wäre Rußland jetzt bestimmt ein Paradies. *Sie* wissen ja, was solche Leute sich vormachen. »Wenn meine Oma Räder hätte, wäre sie ein Omnibus.« Wie es sich für Intellektuelle gehört, führten Celia und ich gleich bei unserem Wiedersehen eine Diskussion darüber, wie die Welt zu retten sei. Und dann nahmen wir unsere Bündel und machten uns auf den Weg – in Richtung Deutschland. Etwas Legales zu unternehmen war unmöglich – wir hatten weder Pässe noch irgendwelche anderen Papiere. Die weltlichen Gesetze sind so beschaffen, daß man, falls man sich nicht an den Verbrechen der Machthaber beteiligen will, ein Opfer ihrer Verbrechen werden muß. Wir haben jetzt Gottlob unser eigenes Land, aber unsere führenden Politiker haben viel von den Nichtjuden gelernt. Du darfst nicht *hier* stehen und du darfst nicht *dort* stehen! Alles

ist verboten. Sie mokieren sich über den Schulchan Aruch, doch ihr Gesetzeskodex enthält tausend Verbote mehr als der unsere. Aber darauf komme ich später noch zu sprechen.

Natürlich war weder Celia noch ich keusch geblieben. Was hätte uns denn zurückhalten sollen? Während wir unterwegs waren, unsere Bündel schleppten und uns vor Mördern jeglicher Art fürchteten, gestanden wir einander alles. Als wir in Rußland hungern und uns – entschuldigen Sie – immer wieder entlausen mußten, hatten wir beide uns auf allerlei Liebschaften eingelassen. Ich hatte es mit Jüdinnen, jungen *Schicksen* und älteren Russinnen getrieben, und sie hatte *ihre* Abenteuer gehabt. Tatsächlich aber hatte ich Celia nie vergessen können. Obwohl ich nicht an das Jenseits glaubte, hatte ich oft mit ihrer Seele geredet und meinen Lebenswandel zu rechtfertigen versucht. Celia erzählte mir, sie hätte damals mir gegenüber ähnlich empfunden. Kurz und gut – wir heirateten in einem Flüchtlingslager in der Nähe von München. Ich hoffte, ein Visum für Palästina zu erhalten, aber das Schicksal wollte es, daß wir 1947 Visa für Amerika bekamen. Die anderen Flüchtlinge beneideten uns. Was für ein Glück, ins Goldene Land auswandern zu dürfen!

Unser Schiff fuhr nach Halifax, und von dort aus fuhren wir per Bahn in die Vereinigten Staaten. Celia hatte in Rußland das Nähen und Schneidern erlernt und sich noch einige andere handwerkliche Fähigkeiten angeeignet. Ich war bis nach Taschkent gekommen. Ein Handwerk hatte ich nicht erlernt, aber mein Vater war Geschäfts-

mann gewesen, und wenn man in einer Kaufmannsfamilie aufwächst, hat man das Geschäftemachen im Blut. In New York arbeitete ich zunächst in einem Textilgeschäft, aber dann machte mir ein Emigrant, der einen Bungalow bauen wollte, den Vorschlag, sein Geschäftspartner zu werden. Das war der Anfang unserer Immobilienfirma. Aus dem einen Bungalow wurden zehn, aus den zehn wurden fünfzig. Ich verdiente einen Haufen Geld. Celia entschloß sich, ihr abgebrochenes Studium wiederaufzunehmen, und immatrikulierte sich am Hunter College. Sie hatte in Warschau das Gymnasium absolviert und ihr Reifezeugnis über alle Grenzen mitgenommen. Und sie hatte an der Wszechnica, einer freien Universität, studiert. In wenigen Jahren absolvierte sie das College mit Auszeichnung. Ich war mittlerweile ein wohlhabender Mann geworden. Wir hatten eine große Wohnung in der West End Avenue und ein Sommerhaus in Connecticut. Aber wir hatten keine Kinder. Celia hatte sich einer Operation unterziehen müssen und konnte keine Kinder bekommen.

Seit ich *der* wurde, der ich jetzt bin, kommt mir das alles töricht vor. Was hat mir denn das viele Geld genützt? Und was hat Celia von ihrem Studium gehabt? Sie hat Literaturwissenschaft studiert, aber der ganze Lehrgang bestand darin, daß man sich irgendeinen schlechten Schriftsteller vornahm und ihm eine Bedeutung zuschrieb, an die er selber nicht einmal im Traum gedacht hätte. Und was haben denn die sogenannten guten Schriftsteller zu bieten? Was für bedeutende Dinge haben denn Eliot und Joyce im Sinn gehabt, als sie ihre hohlen Phrasen nieder-

schrieben? Was *wollten* sie denn? Eine einzige Seite aus dem *Pfad der Aufrechten* enthält mehr Weisheit und psychologische Einfühlung als alles, was sie geschrieben haben. Und noch dazu sind sie oft langweilig, weil sie nichts zu sagen haben. Celia hat mir oft ihre Aufsätze über literarische Themen vorgelesen. Sie sprach bereits sehr gut Englisch. Aber wir lasen auch weiterhin die jiddischen Zeitungen und alles, was Sie damals veröffentlicht haben. Egal, was Sie schrieben, Sie haben sich jedenfalls klar ausgedrückt. Zweifellos wissen Sie über alle Schwächen des modernen Menschen Bescheid, aber welche Konsequenzen Sie aus diesem Wissen ziehen – darauf wollen Sie nicht näher eingehen. Wenn Sie *einen* Schritt weitergingen, würde aus Ihnen ein richtiger Jude werden.

»Die Schwächen zu kennen, genügt nicht«, warf ich ein.

»Sie kennen alle guten Charaktereigenschaften des echten Juden.«

»Auch das genügt nicht. Man muß daran glauben, daß alles, was in den heiligen Büchern geschrieben steht, Moses auf dem Berg Sinai übergeben wurde. Leider kann ich das nicht glauben.«

»Warum sagen Sie ›leider‹?«

»Weil ich jeden beneide, der daran glaubt.«

»Darüber werden wir noch sprechen. Der Glaube kommt nicht von selbst. Man muß sich darum bemühen.«

Dann erzählte er weiter.